

„Im Jugendclub gab es nur Glatzen“

Rechte Subkulturen, Jugendarbeit und Gewalt im Chemnitzer Fritz-Heckert-Gebiet von 1993 bis 2000

„Einige Leute, die eben auf dieser Liste standen vom NSU [...], das waren Leute, die wir-, die ich nicht kannte, obwohl irgendwie klar war: Bereits 92, 93 sind die aktiv, die gehören zu so einem gewaltbereiten Skinhead-Spektrum. Die fahren auch mit dem Auto rum und überfallen Leute. Also, es war irgendwie so klar, [...] die Namen wurden halt in der Punkszene so rumgereicht [...] Und die waren auf jeden Fall so spitznamenmäßig uns Anfang der 90er schon bekannt als gewalttätige Nazis.“

Maik, Antifaschist aus Chemnitz

Einleitung

Nach der Selbstenttarnung des sogenannten „Nationalsozialistischen Untergrundes“ (NSU) hat die Fachstelle Jugendhilfe des Kulturbüro Sachsen e.V. 2014 zusammen mit lokalen Partner*innen in Chemnitz und Zwickau sogenannte „Geschichtenwerkstätten“ zur lokalen Aufarbeitung des NSU-Komplexes ins Leben gerufen und begleitet. Im Rahmen der Geschichtenwerkstatt „JuaTrafo“ („Jugendarbeit in der Transformationsgesellschaft“), die in Kooperation mit mobilen Jugendarbeit*innen des AJZ sowie der MOJA Jugendberufshilfe Chemnitz gGmbH organisiert wurde, beschäftigten sich Chemnitzer Jugendliche intensiv mit den Ereignisorten des NSU-Komplexes, mit (politischen) Jugendsubkulturen und mit der Praxis von Jugendarbeit im Chemnitzer Fritz-Heckert-Gebiet zwischen 1997 und 2002. Sie entwickelten einen Interview-Leitfaden und führten Gespräche mit insgesamt 11 Expert*innen und Zeitzeug*innen. Unter den Interview-Partner*innen waren fünf Personen, die im Laufe der 90er Jahre als Jugendsozialarbeiter*innen im „Heckert“ tätig waren, sowie fünf Personen, die als Jugendliche und junge Erwachsene im Chemnitz der 90er Jahre lebten – zwei davon im „Heckert“. Alle interviewten Sozialarbeiter*innen beschreiben ihre eigene politische Orientierung als eher oder eindeutig links, ihre jugendliche Klientel als überwiegend rechtsorientiert. Die interviewten (damals) Jugendlichen gehör(t)en verschiedenen (linken wie rechten) Subkulturen an. Dieser Beitrag basiert auf einer qualitativen (an Grounded Theory orientierten) Auswertung der Interviews mit allen diesen Expert*innen und Zeitzeug*innen. Ergänzend ziehen wir zwei Protokolle von Befragungen des sächsischen NSU-Untersuchungsausschuss heran. Die dort vernommenen Zeug*innen waren in den 90er Jahren als Jugendarbeiter*innen im Chemnitzer Fritz-Heckert-Gebiet tätig. Um die Anonymität aller Befragten so weit wie möglich zu wahren, verwenden wir Pseudonyme und verzichten auf die genaue Nennung der beschriebenen Jugendclubs.

Das Fritz-Heckert-Gebiet ist ein weitläufiges, drei Stadtteile umfassendes Wohngebiet in Karl-Marx-Stadt/ Chemnitz. Es wird von Plattenbauten dominiert, umfasst aber auch zwei Dörfer mit alter Bausubstanz. Zu Beginn der 90er Jahre zählte das Gebiet ca. 90.000 Einwohner*innen, von denen nach dem Zusammenbruch der DDR viele abwanderten. Mittlerweile ist ein großer Teil der damaligen Wohneinheiten abgerissen worden (Stadt Chemnitz: 2020).

In dem Zeitraum, auf den sich unsere Analyse bezieht, existierten im „Heckert“ fünf verschiedene Jugendclubs, die sich teilweise in kommunaler Trägerschaft befanden. Die meisten dieser Clubs wurden größtenteils von rechtsorientierten, gewaltbereiten jungen Männern genutzt. Zusätzlich zu

den in den Clubs beschäftigten Pädagog*innen, ABM-Kräften und Praktikant*innen waren im Fritz-Heckert-Gebiet mobile Jugendarbeiter*innen tätig, deren Stellen im Rahmen des Bundes-Aktionsprogramms gegen Aggression und Gewalt (AgAG) gefördert wurden.

Während die Recherchen und Veröffentlichungen der Geschichtenwerkstatt „JuaTrafo“ (u.a. eine Wanderausstellung und ein App-basierter Critical Walk) die Taten und die politische Vernetzung des NSU-Kerntrios in den Fokus nehmen, geht es uns hier in erster Linie um eine Analyse der Jugendarbeit mit rechten Jugendlichen in der Transformationsgesellschaft. Ziel unseres Beitrags ist, für das Chemnitzer Fritz-Heckert-Gebiet im Zeitraum 1993 bis 2000 folgende Fragen zu beantworten:

- ➔ Welche pädagogischen Konzepte und welche politischen Rahmenbedingungen prägten die Jugendarbeit mit gewaltbereiten und rechten Jugendlichen im Fritz-Heckert-Gebiet? Welche Rolle spielte dabei das kontrovers diskutierte Konzept der „akzeptierenden Jugendarbeit“ nach Krafeld? Wie bewerten die Jugendarbeiter*innen ihre damaligen Ansätze im Nachhinein?
- ➔ Wie haben die damals Jugendlichen die politischen Rahmenbedingungen wahrgenommen? Welche Jugendsubkulturen und welche jugendspezifischen Angebote beschreiben sie als prägend?

Alltäglichkeit von Gewalt

In allen Gesprächen, die junge Aktivist*innen der Geschichtenwerkstatt mit Zeitzeug*innen geführt haben, ist die Gewalt des Alltags in der Transformationsgesellschaft allgegenwärtig. Die damals Jugendlichen berichten von Prügeleien zwischen rechten und linken Jugendgruppen, von rechten Überfällen auf linke Konzerte und antifaschistische Demonstrationen, auf kommunale Jugendclubs und Bundeswehr-Veranstaltungen, von sexualisierter Gewalt junger Männer gegen junge Frauen, von Morddrohungen durch Neonazis, von einem Überfall mit Mordversuch durch Mitglieder des NSU-Kerntrios und von der Verfügbarkeit scharfer Waffen.

Richard, der als Jugendlicher im „Heckert“ wohnte und regelmäßigen Kontakt zu rechtsextremen Aktivisten pflegte, sagt:

„Schreckschuss- Gaspistolen waren Gang und Gäbe, ohne Mist. Es wurde [in der Schule] auch in der Pause geschossen, zwar mit Gasdruckpistolen und mit Schreckschusswaffen, aber immerhin, sogar im Unterricht. Und eine Uzi konnte man kriegen für 600 Mark.“

Maik, der in den 90er Jahren in der linken Szene von Chemnitz aktiv war, beschreibt eindrücklich, welche Folgen diese alltägliche Bedrohung für diejenigen Jugendlichen hatte, die auf Grund ihres Aussehens als „links“ oder als „Ausländer*innen“ wahrgenommen wurden:

„Also, dieses enorme Gewaltlevel-, also, was auch zum-, zum Einprägen von so bestimmten Verhaltensweisen halt geführt hat. [...] Wie ist das eigentlich, wenn man noch abends über die Zentralhaltestelle fahren muss, dass jemand vorgeht und guckt, welche Gruppen stehen da rum. Oder vorneweg ein bisschen an der Haltestelle abseitssteht. Also, hinter der Haltestelle unten erst mal in die Straßenbahn reinguckt, wer ist da drin. Das-, das Orientieren an den Straßen, zu gucken, [...] wo ist eine Tür offen, also, wo gibt es irgendwie einen Hintereingang, eine Fluchtmöglichkeit. Einfach das gut vorausschauende Laufen in der Stadt. Ich glaube, das konnte man sich damals auf jeden Fall aneignen. Also, das finde ich so, das ist relativ markant, was so das Klima kennzeichnet.“

Das hier beschriebene „Gewaltlevel“ prägte auch die Rahmenbedingungen der Jugendarbeit im Fritz-Heckert-Gebiet. Paul leitete von 1993 – 2001 einen kommunalen Jugendclub im Fritz-Heckert-Gebiet, der stadtwweit als Treffpunkt der rechten Szene bekannt war. Er skizziert den pädagogischen Alltag:

„Also, bei uns ging kaum eine Woche ab, wo nicht irgendetwas passiert ist. [...] Wir hatten mit Gewalt massiv zu tun. Also es gab kaum eine Disco, die mit Alkohol am Ende nicht irgendwie in eine Schlägerei oder in zumindestens Zwei-Personen-Auseinandersetzungen geendet hat. [...] Freitagabends war es häufig dann zu hören, draußen auf der Treppe, wir hatten so eine Treppe zum Eingang: Was machen wir jetzt, die Scheiß-Disco ist aus, jetzt gehen wir zu den [linken] ... Kids und klatschen die schön auf.“

Jugendsubkulturen: Grenzen und Grauzonen

Der folgende Absatz widmet sich den Erfahrungen von jungen Menschen, die im Chemnitz der 1990er Jahre aufwuchsen. Von fünf befragten Personen lebten zwei als Kinder und Jugendliche im Fritz-Heckert-Gebiet. Drei waren innerhalb der linken Szene vernetzt. Einer pflegte enge Beziehungen zu rechten Aktivisten und begegnete dadurch auch dem NSU-Kerntrio, das vorübergehend bei einem seiner Bekannten unterkam. Ein weiterer Jugendlicher unterhielt enge Kontakte in verschiedene Szenen und beschreibt sich selbst als „neutral, liberal“. Da alle fünf Gesprächspartner*innen weiße Deutsche ohne Migrationserfahrung sind und sich unter ihnen nur eine Frau befindet, wird die folgende Darstellung leider von einer weißen androzentrischen Perspektive dominiert.

Mehrere Jugendliche beklagen den Mangel an jugendspezifischen Angeboten im Chemnitz der 90er Jahre. Jugendclubs werden – neben dem öffentlichen Raum, v.a. leerstehenden Häusern und Brachflächen – als zentrale Orte beschrieben. Alle Gesprächspartner*innen schildern sowohl Auseinandersetzungen als auch Verbindungen zwischen linken und rechten Jugendszenen. Nachbarschaftliche und/ oder freundschaftliche Beziehungen zwischen jungen Menschen, die sie im Laufe von Kindheit und früher Jugend knüpften, überdauerten häufig starke politische und subkulturelle Differenzen. Laura, die als Jugendliche im Fritz-Heckert-Gebiet aufwuchs, versucht, diese Situation für heutige Jugendliche nachvollziehbar zu machen:

„Wie da so das Zusammenleben funktioniert hat? Ich zum Beispiel, [...] ab 16 bin ich mit Rastas herumgelaufen und habe quasi schon auch äußerlich gezeigt, wo man mich sozusagen einsortieren kann, wenn man das möchte. Und da sind in meiner Jugend, natürlich auch in meinem Haus und in meinem Wohnumfeld, Menschen aufgewachsen, die sich einfach in eine andere politische Richtung entwickelt haben. [...] Man hat sich einfach gegenseitig in Ruhe gelassen. Man wusste quasi voneinander, in dem Gebiet selber, in dem man gemeinsam aufgewachsen ist, nicht? Ich rede jetzt nicht von den Menschen, die als Spätaussiedler[*innen] irgendwann dazugekommen sind, die hatten es mit Sicherheit schwer. Aber die Leute, die sozusagen dort aufgewachsen sind, und die sich irgendwann mal im Laufe der Entwicklung in unterschiedliche politische Richtungen entwickelt haben, die haben sich nicht gegenseitig auf die Mappe gegeben, das mal extrem gesagt, nicht? [...] Ich habe immer dieses Wort Frieden im Kopf, aber das ist natürlich ein total beschissenes Wort für diesen Zustand.“

Manche linken Jugendlichen unterhielten auf individueller Basis dauerhafte Kontakte mit jungen Neonazis; sie gingen gemeinsam zur Schule, machten dieselbe Ausbildung, tauschten Platten, spielten Tischtennis oder führten heterosexuelle Liebesbeziehungen miteinander. „Jemand kannte immer irgendjemanden [...], der Nazi war“, sagt Antifaschist Robert.

Rechte und linke Jugendliche begegneten sich auf Konzerten, auch in als links bekannten Clubs. Subkulturelle Gruppen, die sich durch einen bestimmten Musikgeschmack und/ oder typische Kleidung auszeichneten – z.B. Punks, „Zecken“, Skinheads, Hip-Hopper, Grufties, Hooligans – stießen zumindest vorübergehend auf Interesse in rechten wie in linken Milieus. Es gab Orte, die für Jugendliche aus sehr unterschiedlichen Szenen wichtige Anlaufpunkte waren. So beschreibt Ronny, der in der rechten Szene vernetzt war, ein bekanntes Geschäft auf der Kanalstraße, bei dem junge Menschen zu Beginn der 90er Jahre „unter der Ladentheke alles kriegen [konnten], was auf dem Index stand. Von links bis rechts. Keine Ahnung, was der für eine Ideologie hat.“ Auch das damalige Café Trabant im Chemnitzer Stadtzentrum ist Ronny als Treffpunkt verschiedener (männlich dominierter) Cliques in Erinnerung geblieben:

„Da saßen Grufties neben Hooligans. Punker waren dort, Emo-Fans und auch Nazis. Die saßen alle nebeneinander! Die haben sich draußen manchmal gekloppt. Dann hat der eine dem anderen das Auto geklaut. Dann sind sie nach Prag in den Puff gefahren.“

Viele Befragten erwähnen auch junge Menschen, deren politische und/ oder subkulturelle Orientierung sich im Laufe der 90er Jahre, teilweise von einem Tag auf den anderen, drastisch verändert hat. Diese Tatsache erklären sie einerseits mit der verhältnismäßig geringen Ausdifferenzierung verschiedener Jugendszenen und andererseits mit der generellen politischen Verunsicherung, die das Heranwachsen in der Transformationsgesellschaft prägte.

Jugendarbeit im Heckert

Zielgruppen: Nebeneinander von (rechten) Jugendszenen

Alle Pädagog*innen, die im Rahmen der Geschichtenwerkstätten befragt wurden, waren in Einrichtungen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit bzw. in der mobilen Jugendarbeit im Chemnitzer Fritz-Heckert Gebiet tätig. Alle beschreiben die Mehrheit der jungen Menschen, die in den 90er Jahren ihre Angebote nutzten, als verankert in rechten Jugendszenen. Jugendclubleiter Paul findet besonders eindrückliche Worte:

„Am Anfang, wo ich angefangen habe [...], gab es in dem Jugendclub eigentlich nur Glatzen, rechtsgerichtete Jugendliche, also ich sage mal: die Neonazis, die mit politischem Hintergrund agieren wollten. Die den Jugendclub erst mal als Freizeit-, als Treffpunkt angesehen haben und ja, höchstwahrscheinlich so im Verborgenen garantiert auch Absprachen hatten. Dann gab es die Hooligans, die zum Teil manchmal auch mit den Neonazis in absolutem Widerstreit standen. Also da gab es auch zwischendrin, ich habe das selber erlebt, Gewalttaten um die Vormachtstellung, um die Inhalte, so richtig konnten wir das eigentlich nie ermitteln. Da ging es halt manchmal so um: Na, wer hat denn hier eigentlich das Sagen. Wer sind denn eigentlich die richtigen Nazis, und wer sind bloß die, die da Krawall machen, also die Hooligans, die ja geprägt waren auch zum Teil von einer anderen Kultur als die politisch hintergründig arbeitenden Neonazis. [...] Dann hatten wir auch eine Gruppe Normalos, ganz normale Jugendliche wie du und ich, die den Club aufgesucht haben, weil sie ihre Freizeit gestalten wollten.“

Paul beschreibt die Hooligans als mit 30 bis 40 Personen die zahlenmäßig stärkste jugendsubkulturelle Gruppe in seiner Einrichtung. In seinen Schilderungen erscheinen sie als extrem gewaltaffine, sportbegeisterte, hypermaskulin auftretende junge Männer. (Vereinzelt brachten diese Nutzer „ihre

Mädels“ [sic!] mit; inwiefern Paul auch diese jungen Frauen zur Hooligan-Szene zählt, bleibt leider unklar.) Trotz ihrer offensiv ausgestellten Gewalttätigkeit und ihrer zahlreichen eindeutig rechtsradikalen Äußerungen betrachtet Paul die Hooligans nicht als ernstzunehmende politische Akteure. Zu den Hooligan-Gruppen, die er explizit erwähnt, gehören die „88er“ und „HooNaRa“ („Hooligans, Nazis und Rassisten“). „HooNaRa“ war bis in die 2000er Jahre hinein eine einflussreiche Hooligan-Gruppe. Sie diente u.a. als Vorbild für die Hooligan-Gruppe „Kaotic Chemnitz“, die für die rassistischen Massenproteste und Ausschreitungen im August/ September 2018 in Chemnitz mobilisierte (Spiller 2018). Im Gegensatz zu den „richtigen Neonazis“ – einer Gruppe von etwa 10 Personen – erscheinen Paul diese Hooligans (zumindest zum Zeitpunkt des Interviews) jedoch geradezu als harmlos. Während die Hooligans erlebnis- und sportpädagogische Angebote bereitwillig annahmen, waren die organisierten Neonazis pädagogisch überhaupt nicht erreichbar. Sie nutzten zwar den Jugendclub als Treffpunkt, spielten dort Billard, rauchten und saßen als konspirative Gruppe zusammen, aber sie verweigerten sich den meisten Gesprächen und allen pädagogischen Interventionen. Vor dem NSU-Untersuchungsausschuss des sächsischen Landtags berichtet Paul über diese Gruppe:

„Zu mir haben sie mal gesagt: ‚Paul, lass uns einfach mal mit deinen Anfragen oder mit deinen Angeboten in Ruhe. Das brauchen wir eigentlich alles gar nicht. Und im Übrigen seid ihr für uns hier Sozialfuzzis. Ihr könnt euch mit den anderen beschäftigen.‘ – Also, so eindeutig war das für die.“

Zu den zehn Neonazis, über die Paul hier spricht, gehören mehrere enge Freund*innen und langjährige Unterstützer*innen des NSU-Kerntrios. (Auf eine Anwesenheit von Zschäpe, Mundlos und Böhnhardt persönlich im Jugendclub haben wir keine Hinweise.) Versuche der Mitarbeiter*innen, neben der kleinen Gruppe von etwa zehn jungen „Normalos“ auch weitere nicht-rechte Jugendliche für den Besuch des Clubs zu gewinnen, scheiterten. Pauls Kollegin Kathrin sagt dem sächsischen NSU-Untersuchungsausschuss dazu:

„Unser Ziel war es immer, auch eine andere Klientel zu rekrutieren, was uns aber auch mit einem großen Aufwand nicht gelungen ist. Es haben sich einfach andere Jugendliche entweder nicht reingetraut, oder es wurde ihnen von ihren Eltern verboten, dahinzugehen, weil, ich sage mal, die doch sehr auffällige und gewaltbereite Klientel auch nach außen eine Wirkung hatte, was natürlich auch bei Eltern entsprechende Reaktionen ausgelöst hat.“

Lediglich mit Angeboten für „Lücke-Kinder“, Kinder im frühen Schulalter (und teilweise deren Familien), waren die Pädagog*innen erfolgreich. Alle Bemühungen, nicht-rechte Jugendliche für den Besuch eines stadtbekanntem rechten Jugendclub zu gewinnen, blieben jedoch erfolglos.

Als dieser Club 1998 für eine längere Modernisierungsphase schließen musste, beobachteten mobile Jugendarbeiter*innen eine zunehmende Dominanz rechter Jugendgruppen im öffentlichen Raum. Silke, von 1998 bis 2000 Sozialarbeiterin in der mobilen Jugendarbeit im „Heckert“, berichtet von einer Veränderung bei der Zusammensetzung ihrer Nutzer*innen:

„Wir haben, ich glaube, damals vier oder fünf Jugendgruppen parallel betreut. Das war am Anfang sogar so, dass noch sowohl Rechte als auch Linke waren. Das hat sich dann verändert, dass es dann eigentlich eher in die rechte Szene ging.“

Unzureichende Aus- und Weiterbildung

Die Mitarbeiter*innen des kommunalen Jugendclubs „P“ im „Heckert“, die täglich mit gewaltbereiten rechten Jugendlichen konfrontiert waren, brachten für dieses schwierige Arbeitsgebiet zunächst

weder eine angemessene Ausbildung noch praktische Erfahrung mit. Die Berufsbiographien der beiden langjährigen Angestellten Paul und Kathrin stehen exemplarisch für die Erfahrungen vieler DDR-Bürger*innen, die in Folge der politisch-wirtschaftlichen Transformation ab 1990 ihre Arbeitsplätze verloren und sich umorientieren mussten.

Paul ist studierter Sportlehrer und war in der DDR mehr als zehn Jahre lang als Trainer für Nachwuchsleistungssportler*innen tätig. Dann folgte der Bruch:

„Mit der Auflösung des deutschen Turn- und Sportbundes, mit der Wende 1990 ist ungefähr 90 Prozent aller festangestellten Trainer und diesen leistungsportorientierten Einrichtungen arbeitslos geworden. Da galt es also umzuswitchen. Sich ein neues Berufsfeld auszudenken und-, eben ja, sich dafür zu bewerben. Und meine erste Option war eigentlich, ich wollte gerne in die Schule gehen, ich wollte gerne Sportlehrer werden. Und das ging aber mit dem neuen Schulgesetz nicht, weil dort immer ein zweites Referendariat nötig war. Also ich hätte irgendwie noch mal ein Fach dazu studieren müssen. Ja, das schien mir dann doch ein bisschen aufwändig. Ich war ja schon so knapp an die 40 ran.“

Also suchte Paul nach anderen Möglichkeiten und fand beim Arbeitsamt eine Anpassungsqualifizierung für soziale Berufe. Danach absolvierte er eine ABM-Maßnahme im Bereich Jugendarbeit. Als diese auslief, wurde er Leiter des Clubs im Fritz-Heckert-Gebiet. Seine Kollegin Kathrin ist ausgebildete Kindergärtnerin (Begriff bis 1989) bzw. staatlich anerkannte Erzieherin (Begriff ab 1990). Vor dem NSU-Untersuchungsausschuss des sächsischen Landtags berichtet sie:

„Ich habe von 1990 bis 1994 als Erzieherin in einer Kindertagesstätte der Stadt Chemnitz gearbeitet, bin dann in diese Kündigungswelle gekommen, als es immer weniger Kinder gab und alle Erzieherinnen, die unter 30 waren, gekündigt wurden; habe mich dann in dieser Zeit für die Arbeit in einem Jugendclub der Stadt Chemnitz beworben und bin dann quasi von heute auf morgen von dem damaligen Fachberater angerufen worden. Also ich habe sozusagen Donnerstag noch im Kindergarten gearbeitet und ab Freitag im Jugendklub [...]. Ich habe nicht gewusst, was dort für eine Klientel verkehrt.“

Im Vergleich zu vielen ihrer Kolleginnen hatte Kathrin Glück, eine Stelle im Jugendklub zu finden. Ihren Angaben nach hatten sich über 100 Konkurrent*innen auf wenige Stellen in der offenen Jugendarbeit beworben. Kathrin wurde unter der Auflage eingestellt, ein Studium zur Sozialpädagogin zu absolvieren. Aufgrund ihres jungen Alters und des allgemeinen Mangels an Studienplätzen hatte sie jedoch zunächst gar keinen Zugang zu berufsbegleitenden Studiengängen.

Die Werdegänge von Kathrin und Paul in Chemnitz sind typisch für Jugendarbeiter*innen in der Transformationsgesellschaft. Aus einer Statistik über die Qualifikationen der Mitarbeiter*innen aller AgAG-Projekte geht hervor, dass 51% derjenigen, die aus AgAG-Mitteln bezahlt wurden, überhaupt keinen pädagogischen Abschluss besaßen. Von den verbleibenden 49% waren 40% Erzieher*innen (wie Kathrin), 19% Lehrer*innen (wie Paul), 28% Sozialarbeiter*innen und 11% Diplom-Pädagog*innen (Bohn/ Münchmeier 1997: 27, 162). Zusätzlich zu den kommunal angestellten Pädagog*innen waren im besagten Jugendklub, wie auch in anderen Einrichtungen des Fritz-Heckert-Gebiets, zahlreiche Praktikant*innen, Honorarkräfte und ABM-Teilnehmer*innen mit sehr verschiedenen Hintergründen beschäftigt.

Arbeitsbedingungen

Kathrin beschreibt vor dem NSU-Untersuchungsausschuss ihren ersten Eindruck vom Jugendclub folgendermaßen:

„Ich kann einfach nur dazu sagen: Ich war sowohl von der Einrichtung als auch von dem ganzen Drumherum schockiert. Ich kam aus einem ordentlich strukturierten, sauberen Kindergarten und fand dort einen großen, schwarzen, dunklen Raum vor, der das ganze Gegenteil davon war.“

Die Jugendclubs im Chemnitzer Fritz-Heckert-Gebiet, wie auch an vielen anderen Orten in den Neuen Bundesländern, mussten extrem lange Öffnungszeiten abdecken. Der Jugendclub „P“, in dem Kathrin und Paul tätig waren, hatte täglich von 14:00 bis 21:00 geöffnet, freitags und samstags sogar bis 22:00. Vor dem sächsischen NSU-Untersuchungsausschuss beschreibt Kathrin die Situation:

„Wir haben uns einfach alleingelassen gefühlt. Wir haben beide, gerade im Jahr 1994, quasi sieben Tage die Woche gearbeitet. Wir hatten die Auflage, den Jugendklub täglich zu öffnen. Wir haben zu zweit dort gearbeitet. Die ABM-Kraft, die dort noch war, hat von Montagmorgen bis Donnerstagmittag gearbeitet; ansonsten war es unsere Arbeit. Wir hatten massive Überstunden. Wir haben von unseren Überstunden Urlaub gemacht.“

In den folgenden Jahren wurde die Personalsituation in diesem Jugendclub etwas besser, v.a. durch eine verstärkte Einbindung von ABM- und SAM-Kräften. Andere Jugendarbeiter*innen, die Ende der 90er Jahre im Heckert-Gebiet die Arbeit aufnahmen, beschreiben die Personalausstattung in ihren Teams durchgehend als ausreichend oder sogar als außergewöhnlich gut. Positiv hervorgehoben wird von vielen der – gerade im Vergleich zur Gegenwart – relativ unbürokratische Zugang zu Sachmitteln, mit denen pädagogische Materialien beschafft oder Honorare für zusätzliche Angebote bezahlt werden konnten.

Angesprochen auf die Beziehungen unter Kolleg*innen, loben alle befragten Jugendarbeiter*innen die kollegiale Atmosphäre in ihren jeweiligen Teams. Den Austausch unter Kolleg*innen, zu fachlichen wie zu persönlichen Themen, ist ihnen ausgesprochen positiv in Erinnerung geblieben. Auch die Vernetzung mit anderen Institutionen im Rahmen von Arbeitskreisen, Fachgesprächen und Kooperationsveranstaltungen hat ihren Angaben nach gut funktioniert.

Aber keine*r der befragten Jugendarbeiter*innen, die während der 90er Jahre mit größtenteils rechten, gewaltbereiten Jugendlichen arbeiteten, hat in diesem Zeitraum jemals eine Supervision in Anspruch genommen. „Hatte ich nie“, sagt der ehemalige Clubleiter Paul. Er fährt fort:

„Ich hatte in den ganzen Jahren, ich glaube auch keiner von unseren Mitarbeitern (sic!), eine Supervision. [...] Erst mal wusste ich gar nicht richtig, was das ist, ich hatte das vielleicht im Studium mal gehört, aber ich muss auch sagen es war wirklich – also ich persönlich würde [sagen], so Fehleinschätzungen dessen, was man auch selber verarbeiten kann, was auch nicht. Jetzt im Nachhinein würde ich paar Mal sagen, also nach den und den und den Erlebnissen wäre es höchstwahrscheinlich dringend nötig gewesen, dass ich mir mal hätte eine Supervision zu Gute kommen lassen. Ja aber, ist uns nie angeboten worden. Das muss man im Nachhinein auch als einen absoluten Missstand einschätzen für Pädagog[*inn]en, die in solchen gefährdeten Settings [arbeiten].“

Gewalt auf der Straße, Gewalt im Jugendclub

Die meisten Nutzer*innen der Jugendarbeit im Fritz-Heckert-Gebiet gehörten gewaltaffinen rechten Jugendszenen an. Deren Gewaltausübung beschränkte sich nicht auf die Straße, sondern betraf auch die ortsansässigen Einrichtungen der Jugendhilfe. Jugendclubs fungierten dabei sowohl als Ausgangspunkte als auch als Ziele gewalttätiger Angriffe. Mitarbeiter*innen berichten von Prügeleien unter Nutzer*innen, von Molotow-Cocktails im Jugendclub, von Mordversuchen rechter Jugendlicher gegenüber linken Jugendlichen, von Drohungen rechter Jugendcliquen gegenüber der Polizei, von Diebstahl, exzessivem Alkoholkonsum und Brandanschlägen. Häufig nutzten rechte Jugendliche ihren angestammten Club, um – meistens im Anschluss an eine Party mit reichlich Alkohol – Überfälle auf andere, v.a. links dominierte Jugendclubs oder Treffpunkte zu planen und zu koordinieren. Annett, ab 1992 Sozialarbeiterin in einem der Heckert-Jugendclubs, erzählt:

„Und ich weiß, da kamen manchmal die Jugendgruppen aus dem [rechten Jugendclub] rüber, dass wir uns eingeschlossen haben, wo wir dachten, wir müssen jetzt die schützen, die in [unserer] Einrichtung sind. Da hat aber ganz viel Alkohol eine Rolle gespielt. Und sie haben die Parolen durchaus gebrüllt, aber aggressiv haben wir sie erlebt eigentlich durch den Alkohol.“

Die Mitarbeiter*innen der verschiedenen Jugendclubs waren miteinander vernetzt und warnten sich gegenseitig, wenn sie mitbekamen, dass Nutzer*innen ihrer eigenen Einrichtungen einen Überfall auf eine andere Einrichtung planten. So konnten Kolleg*innen wie Annett die anwesenden Jugendlichen nach Hause schicken oder zumindest die Türen verschließen. In den Berichten über diese Gewalt-Exzesse wird von allen Jugendarbeiter*innen die enthemmende Rolle des Alkohols betont. Auch Pädagog*innen wurden zur Zielscheibe der Gewalt ihrer Klient*innen. Clubmitarbeiterin Kathrin berichtet vor dem sächsischen NSU-Untersuchungsausschuss:

„Ja, es gab schon Bedrohungen in der Einrichtung von den Jugendlichen. Wir haben ja gerade am Anfang auch allein arbeiten müssen in der Einrichtung, weil wir nur zu zweit waren. Und wenn die Jugendlichen sich eben nicht an die Regeln halten wollten, also wenn die Einrichtung eben geschlossen hat, und die wollten nicht gehen, und man hat darauf bestanden, gab es schon auch sowohl verbale als auch manchmal tätliche Angriffe auf meine Person. Und es gab ganz speziell auch eine Straftat in der Form, dass in der Zeit, als ich mit Jugendlichen auf einer Freizeitfahrt gewesen bin, einer oder mehrere Jugendliche mein Auto gestohlen haben und es zu Schrott gefahren haben – ganz banal –, was ich auch zur Anzeige gebracht habe.“

In Folge solcher Erfahrungen gab es in späteren Jahren die Festlegung, Jugendclubs im Heckert-Gebiet immer durch mindestens zwei Mitarbeiter*innen gleichzeitig zu besetzen.

In mindestens einem Fall ist die von rechten Jugendlichen ausgehende Gewalt als Mordversuch zu werten: Rechte Jugendliche setzten gegen 22:00 einen Bauwagen in Brand, der bekanntermaßen von linken Jugendlichen nicht nur als Treffpunkt, sondern auch als Übernachtungsort genutzt wurde. In einem anderen Fall führte die dauerhafte Bedrohung und Gewalt dazu, dass ein Nutzer eines rechts dominierten Clubs einen öffentlichen Suizidversuch unternahm. Dieser Vorfall ereignete sich vor Pauls Amtsantritt, sodass er das Geschehen nur vom Hörensagen kennt:

„Die Rechten waren da höchstwahrscheinlich mit im Spiel. Und das war so, wenn ich es richtig mitgekriegt habe, so aus Geschichten erzählt, das war so der Prügelknabe. Das war so der Sündenbock für alles Mögliche. Und irgendwann hat er es nicht mehr ausgehalten, hat sich mit Benzin übergossen und ist in den Club gerannt. [...] Mein erster Schock war, drei Wochen bevor ich angefangen habe, dachte ich, gehst du mal

hin und guckst mal nach. Die wissen schon, dass ich da als Clubleiter hinkomme. Und da war praktisch noch die Bank wie hier, schmaler Kunststoff, da war dort die Brandfläche. Da war der gesamte Raum innen mit einem Feuerlöscherschaum, mit weißem Staub, belegt. Das war schon ganz krass.“

Pauls Angaben zufolge hat diese Erfahrung einen der damaligen pädagogischen Mitarbeiter psychisch so stark und dauerhaft belastet, dass er die Arbeit in der Einrichtung faktisch nicht fortsetzen konnte.

Mangelnde Strafverfolgung

Die meisten der Gewalttaten, die Jugendarbeiter*innen und ehemals Jugendliche in Interviews beschreiben, waren zum Tatzeitpunkt strafbare Handlungen. Eine Strafverfolgung rechter Gewalt fand jedoch, vor allem zu Beginn der 90er Jahre, im Fritz-Heckert-Gebiet kaum statt. Wenn die Jugendclub-Mitarbeiter*innen die Polizei riefen, z.B. weil Jugendliche in der Nähe des Jugendclubs Gewalttaten planten oder begingen, kamen die Polizist*innen in der Regel zu spät. Selbst wenn sie rechtzeitig kamen, konnten sie oft nichts ausrichten, sondern kapitulierten vor der großen Überzahl an gewaltbereiten Rechten:

„Bei dem Vorfall hier, mit dem Jugendlichen, der sich selbst angezündet hat, haben die erzählt, die hätten die Polizei gerufen, die Polizei hätte auf Grund der Massenansammlung erst mal im sicheren Abstand von paar hundert Metern nur [...] geguckt. Oder wenn es so Massengewaltexzesse gab [...] und dann eben drei, vier Tonis kommen und die haben gezählt: So und so viele Leute sind daran beteiligt, rechts gegen links oder keine Ahnung. Und haben dann erst mal geguckt, ob sich das vielleicht selber klärt“, erzählt Clubleiter Paul.

Jugendarbeiter*innen beschreiben den „Heckert“ der 90er Jahre als „rechtlosen Raum“ und das Arbeiten dort als permanenten „Ausnahmestand“. Viele Gewalttaten, z.B. der Wurf eines Molotow-Cocktails in einen kommunalen Jugendclub und ein Brandanschlag auf 20 Post-LKWs in unmittelbarer Nähe des Clubs, wurden von den Sozialarbeiter*innen gar nicht erst zur Anzeige gebracht. Teilweise stuften die Pädagog*innen solche Straftaten als alltäglich ein, teilweise schätzten sie die Aussicht auf erfolgreiche Strafverfolgung als gering ein. Einige Sozialarbeiter*innen lehnten es grundsätzlich ab, aktiv die Polizei zu verständigen. „Diese heilige Regel war bei uns im Projekt, also Sozialarbeit holt keine Polizei“, berichtet die mobile Jugendarbeiterin Silke. Zwar wurde diese Regel innerhalb ihres Teams auch in Frage gestellt, doch eine systematische Thematisierung und Aufarbeitung von Gewalttaten erfolgte weder durch die Pädagog*innen, noch durch Polizei und Gerichte.

Pädagogische Konzepte

Alle befragten Jugendarbeiter*innen beschreiben die Bereitstellung von sinnvollen Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung als ihr pädagogisches Kernziel. Ein großer Schwerpunkt lag auf sport- und erlebnispädagogischen Maßnahmen sowie auf kulturellen Angeboten. So veranstaltete z.B. der Jugendclub „P“, der als Treffpunkt der rechten Szene bekannt war, regelmäßig freitags Discos für seine Klientel. Darüber hinaus gab es lebenspraktische Angebote. Beliebt bei Kindern und Jugendlichen waren auch Koch- und Backaktionen, an die sich ein gemeinsames Essen oder der Verkauf von Mahlzeiten zum Selbstkostenpreis anschloss: „Weil wir auch schon viele hungernde Kinder da hatten.“ (Annett, Mitarbeiterin eines Jugendclubs).

Toni, der seit 1997 als Sozialarbeiter in einem rechts dominierten Jugendclub tätig war, schildert die Vielzahl an kulturellen Angeboten und den Fokus auf Mädchenarbeit als Alleinstellungsmerkmal seiner Einrichtung:

„Also wir hatten, ich denke, das kann man durchaus sagen, als, damals als Club schon eine besondere Stelle, weil wir sehr viele Mädchen hatten. Das lag natürlich daran, dass die Kollegin, die vorher da war, da meine Kollegin, gewissermaßen da ein Faible dafür hatte [...] Also gab es so vielfältige Aktionen [...] Und ich erinnere mich damals, wo ich angefangen habe, an diese Ausstellung, diese Fotoausstellung, die dann in vielen Bereichen hier gezeigt worden ist mit den Mädchen zusammen. Also das war schon so bisschen eine besondere Stellung, muss ich sagen. [...] Das war so eher in den anderen Clubs zum Teil schon ziemlich jungenlastig, also auch dominiert von männlichen Besuchern. Das war bei uns ein gutes, ausgewogenes Verhältnis.“

Auch die mobile Jugendarbeiterin Silke beschreibt die Mädchenarbeit als einen bedeutenden Arbeitsbereich ihres Teams. Sie sagt dazu:

„[Die Mädchenarbeit] wurde auch gefordert und natürlich auch durch Situationen, die es gab. Also ich kann mich erinnern, dass es damals eine Welle von sexuellen Übergriffen gab und die Mädchen haben wir damals betreut, auch gerichtlich.“

Die Beschreibungen von Geschlechterverhältnissen innerhalb verschiedener rechter Jugendszenen durch Pädagog*innen deuten auf klare patriarchale Hierarchien hin. Einige feministisch engagierte Pädagoginnen, unter ihnen Silke, entwickelten davon ausgehend Mädchenspezifische Austausch- und Unterstützungsangebote, die vor allem auf die Bewältigung von Gewalt- und Unterdrückungserfahrungen abzielten. Geschlechtersensible oder sexismuskritische Angebote für junge Männer werden von keiner*/m der Jugendarbeiter*innen erwähnt.

Zwischen den politischen Haltungen von Pädagog*innen und Nutzer*innen bestand eine große Diskrepanz. Alle Pädagog*innen geben an, sie hätten ihre eigene politische Einstellung – die eher bzw. entschieden links war – gegenüber den rechtsorientierten Jugendlichen transparent gemacht. Manche von ihnen führten leidenschaftliche Diskussionen mit ihren Klient*innen, in der Hoffnung, bei ihnen eine Veränderung rechter Denkweisen anzustoßen. Im Nachhinein bewerten alle den Erfolg solcher Versuche als sehr gering.

Frederik, der im Rahmen seiner Ausbildung ein Anerkennungsjahr im rechten Jugendclub „P“ absolvierte, erzählt:

„Wenn es um irgendwelche politischen Diskussionen ging, habe ich dann meine Meinung auch [gesagt], also nicht zurückgehalten. Und das war okay. Das war ja bei den Kolleg[inn]en genauso. Die Diskussion war schon gewünscht mit denen, um dann vielleicht doch etwas zu bewegen. [...] Durch das Team war es eine schöne Arbeit. Obwohl es im Nachhinein – es war sinnlos eigentlich, vergebliche Liebesmüh. Was man da investiert hat an Geld, an persönlichem Einsatz, manchmal vielleicht auch Gesundheit oder so. Und dann ein Großteil von dem einfach, wo es nicht funkt. Das fand ich ein bisschen schade.“

Auch die Bilanz von Frederiks Kollege Paul fällt in Bezug auf den Erfolg seiner früheren Arbeit sehr kritisch aus:

„Also ich habe manchmal wirklich gezweifelt und ich habe auch nach wie vor diese Einstellung, dass ein Teil dieser Klientelen, die wir auch dort betreut haben, nicht pädagogisierbar gewesen sind.“

Schwierige Grenzziehungen

Obwohl sich viele der jugendlichen Nutzer*innen klar rechtsradikal positionierten, im Umfeld der Jugendclubs gewalttätige Straftaten begingen, im Club rechte Szene-Musik hörten, sich manche bis zur Bewusstlosigkeit betranken und viele von ihnen sich jeglichen pädagogischen Angeboten und Gesprächen verweigerten, war es den Pädagog*innen in der Regel nicht möglich, sie aus der Einrichtung auszuschließen. Den Beginn seiner Arbeit im Jugendclub „P“ beschreibt Paul mit den Worten: „Es gab kein Regelwerk. Die haben eigentlich das Ding beherrscht. Die haben gemacht, was sie wollten.“ Nach und nach führten die Pädagog*innen Regeln ein. Im Jugendclub „P“ beispielsweise wurde der Konsum von Schnaps verboten und Bier erst ab 18:00 ausgeschenkt. Es gab eine Hausordnung, die rechte Musik im Club untersagte. Doch auch die Umsetzung dieser Maßnahmen half nicht dabei, organisierte Neonazis aus dem Jugendclub herauszuhalten. Vor dem NSU-Untersuchungsausschuss berichtet Paul:

„Im Nachhinein muss ich auch sagen: Es ist wirklich schade um das Geld. Aber es gab keine Handhabe, denen das Verbot für den Jugendclub zu verordnen. Die Neonazis waren clever. Die haben sich nicht ans Bein pinkeln lassen. Die sind reingekommen, haben die Clubordnung eingehalten, waren höflich, haben unsere Mitarbeiterinnen hofiert, haben denen Blumen mitgebracht. Die waren absolut clever, aber eben nicht erreichbar für sozialpädagogische, politische oder andere Intentionen aller Couleur.“

Dieselben Neonazis zeigten Interesse daran, 12-13jährige Nutzer*innen des Clubs für ihre politischen Netzwerke zu rekrutieren. Die Pädagog*innen versuchten, diese Rekrutierungsversuche zu unterbinden, indem sie Rekrutierung im Club untersagten und die jüngeren Jugendlichen vor den neonazistisch organisierten Älteren warnten.

Unter Mitarbeiter*innen verschiedener Einrichtungen im Fritz-Heckert-Gebiet fand ein fachlicher Austausch zu pädagogischen Konzepten statt. Daran beteiligten sich sowohl AgAG-geförderte Projekte als auch Einrichtungen in öffentlicher Trägerschaft. Die Gespräche unter Pädagog*innen drehten sich dabei nicht um „funktionierende Maßnahmen im Sinne von Best Practice“ (Paul), sondern vor allem um die Frage der Grenzziehung: Was versteht ihr unter „akzeptierender Arbeit“? Mit wem arbeitet ihr noch? Mit wem nicht?

Verkompliziert wurden solche Grenzziehungen in der Praxis auch dadurch, dass einige der ABM-Kräfte in Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe selbst Affinitäten zur rechten Szene hatten. Manche unterhielten persönliche Beziehungen zu rechten Jugendlichen. So fuhr zum Beispiel eine ABM-Kraft des Jugendclubs „P“ in seiner Freizeit mit einigen Nutzer*innen in die Disco. Obwohl mindestens ein Kollege diese mangelnde professionelle Abgrenzung kritisch sah, wurde der Vorfall nicht im Team thematisiert. Darüber hinaus gab es im Jugendclub „P“ Hinweise darauf, dass ABM-Kräfte mit Schlüsselgewalt den Club außerhalb der Öffnungszeiten für Jugendliche zur Verfügung stellten, ohne dies im Team abzusprechen. Möglicherweise ist dieser Umgang der Grund dafür, dass die Festnetz-Telefonnummer des kommunalen Jugendclubs sich auf einer Telefonliste des NSU-Kerntrios findet.

Ordnungspolitische Instrumentalisierung

Aus den Gesprächen mit Jugendarbeiter*innen wird deutlich, dass die politisch Verantwortlichen mit der Etablierung von Offener Jugendarbeit im Heckert-Gebiet in erster Linie ordnungspolitische Interessen verfolgten. Dadurch entstand ein massiver Druck auf die Einrichtungen, lange Öffnungszeiten abzudecken. Es ging der Stadtverwaltung darum, „die Jugendlichen von der Straße zu holen“ (Mitarbeiterin Kathrin). Dieser Anspruch von politischer Seite machte es den Pädagog*innen

unmöglich, innerhalb der Einrichtungen verbindliche Regeln durchzusetzen und Jugendlichen, die sich daran nicht hielten, Hausverbote zu erteilen. Clubleiter Paul berichtet von den Versuchen seines Teams, den Alkoholkonsum innerhalb des kommunalen Jugendclubs zu regulieren:

„Also diese Entscheidung mit dem Alkohol, hin und zurück und so. Das haben wir wirklich selber ausprobiert. Also ich weiß genau, unsere Abteilungsleiterin, nachdem ich der die Situation auf der Treppe geschildert hatte, hat die gesagt: ‚Das könnt ihr nicht machen.‘ Das ist mal ein Versuch gewesen, den Club völlig alkoholfrei zu halten oder mit zwei Bier. ‚Ihr müsst die wieder rein lassen. Seht zu, wie ihr das hinkriegt.‘ Klar, bei der haben sie angerufen höchstwahrscheinlich, die besorgten Bürger. ‚Die spinnen wohl draußen, bedrohen die Polizei, die werfen Flaschen auf die Straße, wir können nicht mehr zur Kaufhalle fahren, unsere heiß geliebte‘. Da kam dann so mehr oder weniger eine Anweisung [von der Verwaltung]: ‚Holt die wieder rein. Versucht, das mit dem Alkohol in den Griff zu kriegen.‘“

Auch Maik, der sich als Jugendlicher im Chemnitz der 90er Jahre antifaschistisch engagierte, hat die Jugendarbeit dieser Zeit vor allem als ordnungspolitische Maßnahmen wahrgenommen:

„Ich glaube, der Blick auf die-, die Nazis damals in der Jugendarbeit war auch hier in Chemnitz so, [...] dass das halt Suffnazis waren, dass die auch später Drogen genommen haben. Die wurden schon hauptsächlich durch abweichendes Verhalten wahrgenommen. Die sahen halt scheiße aus, haben gesoffen, waren gewalttätig und so. Also waren sie junge Männer, die Probleme bereiten. [...] So gänzlich unpolitisch wurden die erst mal aufgefasst. Und dann war’s gut, wenn die im Jugendklub sind.“

Maik weist auch darauf hin, dass jugendspezifische Angebote für linke Jugendliche im Chemnitz der 90er Jahre (von denen es ausgesprochen wenige gab) ebenfalls in erster Linie ordnungspolitisch motiviert waren und mit denselben pädagogischen Konzepten arbeiteten. Eine drastische Zusammenfassung liefert Kathrin, Mitarbeiterin des Jugendclubs „P“, vor dem sächsischen NSU-Untersuchungsausschuss:

„Also, für uns war es eigentlich auch oft so, dass jeder pädagogische Ansatz einer Arbeit auch ausgehebelt wurde von den Vorgesetzten, einfach um im Wohngebiet Ruhe zu schaffen.“

Fazit

Ansätze von akzeptierender Jugendsozialarbeit mit rechten Jugendlichen sind seit den 90er Jahren kontrovers diskutiert worden (Pingel/ Rieker 2002). In der Regel fokussieren sich Beiträge in dieser Debatte entweder auf das Konzept der „akzeptierenden Jugendarbeit“, das maßgeblich von Franz Josef Krafeld geprägt wurde, oder auf die Umsetzung dieses Konzepts in Jugendhilfeeinrichtungen der ostdeutschen Transformationsgesellschaft. Krafeld (Krafeld 1999) und seine Verteidiger (u.a. Scherr 2000) führen das Scheitern konkreter Projekte auf Fehler bei der Implementierung zurück; seine Kritiker*innen (u.a. Kahane 1999, Weber 1999b) bemängeln häufig konzeptionelle Schwächen, die ihrer Auffassung nach ein Scheitern des Ansatzes unumgänglich oder zumindest wahrscheinlich machen.

Unser Beitrag erhebt nicht den Anspruch, diese Kontroverse vollständig aufzulösen. Doch die Analyse der Jugendarbeit mit rechten Jugendlichen in einem konkreten Sozialraum, nämlich dem Chemnitzer Fritz-Heckert-Gebiet im Zeitraum 1993 bis 2000, ermöglicht eine dritte Perspektive auf die Frage. Wie aus den Beschreibungen zahlreicher Expert*innen hervorgeht, fand unter den damaligen

Pädagog*innen im „Heckert“ keine intensive Beschäftigung mit dem Konzept der akzeptierenden Jugendarbeit statt. Den meisten von ihnen fehlte sowohl der dafür notwendige fachliche Hintergrund als auch Weiterbildungs- und Reflexionsmöglichkeiten. Ihre Arbeitsbedingungen waren geprägt von extremen zeitlichen, physischen und psychischen Belastungen, sie erlebten regelmäßig Gewalt gegen Dritte mit und waren teilweise selbst Zielscheibe gewalttätiger Angriffe. Fehlendes Wissen über Qualitätsstandards pädagogischer Arbeit sowie ihre prekäre Position auf dem transformationsgeschüttelten Arbeitsmarkt hielt sie davon ab, offensiv eine Verbesserung dieser Rahmenbedingungen einzufordern. Darüber hinaus wurden sämtliche Versuche, pädagogisch durchdachte Regeln und Grenzen in der Praxis durchzusetzen, von Seiten der Verwaltung durch ordnungspolitisch motivierte Anweisungen unterlaufen.

Das Hauptproblem der von uns befragten Jugendarbeiter*innen ist also weder das Konzept der akzeptierenden Arbeit an sich, noch konkrete Fehler, die Pädagog*innen bei seiner Implementierung möglicherweise gemacht haben. Das Hauptproblem ist, dass sie unter Rahmenbedingungen arbeiten mussten, die ihnen faktisch keinen Raum für konzeptgeleitetes pädagogisches Arbeit boten. Jugendarbeit, wie jede Art pädagogischer Arbeit, ist nicht im Alleingang dazu in der Lage, gesamtgesellschaftliche Probleme zu lösen. Rassismus, Neonazismus und Gewalt sind gesamtgesellschaftliche Herausforderungen mit komplexen Ursachen, deren Bekämpfung auf verschiedenen politischen, sozialen und pädagogischen Ebenen gleichzeitig erfolgen muss, sofern sie nicht scheitern soll (Kahane 1999, Weber 1999a). Wenn Politik und Verwaltung die Lösung gesellschaftlicher Probleme dieser Größenordnung an Jugendsozialarbeiter*innen delegieren (noch dazu an solche, die unter so widrigen Bedingungen arbeiten müssen wie hier beschrieben), ist Jugendarbeit zum Scheitern verdammt.

Mit Blick auf die Erfahrungsberichte unserer Gesprächspartner*innen steht für uns fest, dass die Jugendarbeit mit gewaltbereiten rechten jungen Männern im Fritz-Heckert-Gebiet gescheitert ist. Trotz der klaren demokratischen Haltung und des großen Engagements vieler Pädagog*innen haben zahlreiche Angebote der Jugendarbeit keinen Anstoß zur politischen Deradikalisierung ihrer Nutzer*innen geliefert oder zur Eindämmung gewalttätiger Angriffe geführt. Damit nicht genug – es drängt sich sogar die Frage auf, inwiefern die Jugendarbeit im „Heckert“ wider Willen einen aktiven Beitrag zur Unterstützung rechter Strukturen, besonders zur Stärkung des NSU-Umfeldes, geleistet hat. Jahrelang trafen sich Freund*innen und Unterstützer*innen der Rechtsterrorist*innen Böhnhardt, Mundlos und Zschäpe im kommunalen Jugendclub „P“. Sie nutzten durch die Jugendhilfe bereitgestellte Infrastruktur als Raum zur Freizeitgestaltung, für interne Treffen und vermutlich auch zur Rekrutierung von Nachwuchs. Es gibt Hinweise darauf, dass rechte Jugendliche außerhalb der Öffnungszeiten und ohne Aufsicht durch Pädagog*innen über den Club verfügen konnten. Da die Festnetz-Telefonnummer des Jugendclubs auf einer Liste im Besitz des NSU-Kerntrios gefunden wurde, liegt die Vermutung nahe, dass sich NSU-Unterstützer*innen Zugang zum Telefon verschafften. Vor dem NSU-Untersuchungsausschuss des sächsischen Landtags erwähnt Clubleiter Paul zudem Gerüchte, rechte Jugendliche hätten heimlich den Computer des Jugendclubs genutzt. Er fährt fort:

„Jetzt, im Nachhinein, denke ich, dass man, wenn man diese akzeptierende Arbeit nicht zielgenau auf die Klientel, auf die einzelne Person angewandt hat, dass die eher rechtsgerichtete Strukturen gestärkt hat. Bei den zehn [Neonazis], die ich bei mir hatte, hätte ich, wenn ich mehr Kenntnisse zu diesen Motiven und den Hintergründen für das Betätigen gehabt hätte, zum Teil auch anders reagieren können.“

Wie hätte dieses „anders reagieren“ aussehen können? Was kann Jugendarbeit generell tun, um einer Hegemonie rechter Subkultur(en) unter jungen Menschen entgegenzuwirken, statt sie zu stützen? Eine zufriedenstellende Beantwortung dieser Frage würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen. Ein erster

Hinweis jedoch ergibt sich aus den Erfahrungen von Clubleiter Paul selbst. Im Gespräch mit jungen Aktivist*innen beschreibt er, wie es dazu kam, dass der Club für junge Neonazis an Attraktivität verlor:

„Da ist dann der Fitnessraum angebaut worden [...] und dann gab es einen Klientelwechsel. [...] Da kamen zunehmend Spätaussiedler zu uns, die von dem Fitnessangebot gehört hatten. Sportlich begeistert, zum Teil gut gestählte Bodys und so, und die haben so peu à peu zumindest die Gruppe der Neonazis vertrieben. Ich bin mal von einem von denen gefragt worden: Sag mal, Paul, wie kannst du das zulassen, dass die Russen hier reinkommen? Und da habe ich gesagt: Wir sind hier ein offener Club und ich sage dir mal, was im Gesetz steht: In einen offenen Club kann jeder rein. [...] Ich will nicht so sagen, dass die das akzeptiert hätten, aber [...] peu à peu blieben die dann [...] außen vor.“

Was die rechte Hegemonie im Jugendclub „P“ in Frage stellte, war also die Ankunft einer neuen Gruppe Jugendlicher – einer Gruppe, die sich (zumindest in Bezug auf ihre geographisch-kulturelle Herkunft) in deutlicher Differenz zur rechten Hegemonie befand. Unter Berufung auf seinen gesetzlichen Auftrag wies Paul den Besitzanspruch junger Neonazis gegenüber dem Jugendclub entschieden zurück. Er bot den „Neuankömmlingen“ Raum – obwohl auch diese Zielgruppe zahlreiche Herausforderungen mit sich brachte. Damit verweisen uns die Erfahrungen von Jugendarbeiter*innen der 90er Jahre im Fritz-Heckert-Gebiet auf ein grundlegendes Potential von Jugendarbeit.

Was kann Jugendarbeit tun, um einer Hegemonie rechter Subkultur(en) unter jungen Menschen entgegenzuwirken? Zumindest dies: Sie kann darauf hinwirken, einen Raum zu bieten für Alternativen zu dieser rechten Hegemonie.

Literatur

- **Bohn, Irina und Münchmeier, Richard (1997):** Das Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt AgAG – Dokumentation des Modellprojekts Band 1“, Münster: Votum
- Interviews der Geschichtenwerkstatt mit Zeitzeug*innen
- **Kahane, Anetta (1999):** Die reine Lehre ist die reine Leere – zur Kritik der akzeptierenden Sozialarbeit. In: Bulletin I/1999. Link: <https://we.riseup.net/assets/145824/ZDK%20Keine-Akzeptanz-von-Intoleranz2.pdf>, abgerufen 18.05.20
- **Krafeld, Franz Josef (1999):** Ist die akzeptierende Jugendarbeit gescheitert? Jugendarbeit im Umgang mit Rechtsextremismus und Gewalt. In: Bulletin I/1999. Link: <https://we.riseup.net/assets/145824/ZDK%20Keine-Akzeptanz-von-Intoleranz2.pdf>, abgerufen 18.05.20
- **Pingel, Andrea und Rieker, Peter (2002):** Pädagogik mit rechtsextrem orientierten Jugendlichen – Ansätze und Erfahrungen in der Jugendarbeit. Leipzig: Deutsches Jugendinstitut.
- Protokolle des sächsischen NSU-Untersuchungsausschuss (2018)
- **Scherr, Albert (2000):** Akzeptierende Jugendarbeit, Arbeitsprinzipien, Erfahrungen und Erfolgsbedingungen. In Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit – Jugendpolitische und pädagogische Herausforderungen (Hrsg.): Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit – Aufgaben und Grenzen der Kinder- und Jugendhilfe. Dokumentation zum Hearing des DJI und des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend am 13. Januar 2000 in Berlin. Leipzig 2000

- **Spiller, Christian (2018):** „Hooligans verstehen sich als Vollstrecker des Volkswillens“ – Interview mit Robert Claus. In: ZEIT, 28.08.2018. Link: <https://www.zeit.de/sport/2018-08/chemnitz-hooligans-fussball-rechtsextreme>, abgerufen 11.02.2021
- **Stadt Chemnitz (2020):** Pressemitteilung: Das Chemnitzer Fritz-Heckert-Gebiet und seine Geschichte. Link: <https://www.chemnitz.de/chemnitz/de/aktuell/presse/pressemitteilungen/2020/714.html>, abgerufen 28.01.2020
- **Weber, Ilona (1999a):** Chancen und Grenzen des „akzeptierenden Ansatzes“ in der Jugendarbeit. In: Bulletin I/1999. Link: <https://we.riseup.net/assets/145824/ZDK%20Keine-Akzeptanz-von-Intoleranz2.pdf>, abgerufen 18.05.20
- **Weber, Ilona (1999b):** Offener Brief an Prof. Dr. Franz Josef Krafeld zur Presseerklärung „Ist die akzeptierende Jugendarbeit gescheitert?“ In: Bulletin I/1999. Link: <https://we.riseup.net/assets/145824/ZDK%20Keine-Akzeptanz-von-Intoleranz2.pdf>, abgerufen 18.05.20